



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Pompeji und Herculenum. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Pompeji und Herculanium.

Fast hundert und funfzig Jahre sind seit der Entdeckung Herculaniums (1744) und über hundert seit der Entdeckung Pompejis (1748) verflossen: und in dieser Zeit ist die Literatur über die verschütteten Städte wie billig zu einer ganzen Bibliothek angewachsen, in der alle Formate vom größten Folio bis zum niedrigsten Sedez vertreten sind. Die italienischen Gelehrten haben wie natürlich zuerst die Welt über die wunderbaren Aufgrabungen belehrt, und zwar wie es die Sitte der damaligen Zeit forderte, in mächtigen Folianten. Im Jahre 1744 wurde Monsignor Brigardi von Rom eigens zur Erklärung der herculanischen Alterthümer nach Neapel berufen, und in den nächsten acht Jahren veröffentlichte er eine — Einleitung zu denselben (Prodromo delle antichità di Ercolano) in fünf Bänden. Am Ende des zweiten Bandes war der Autor (nach 1100 Druckseiten) noch nicht bis zu dem Jahre gediehen, wo Hercules den Theseus aus dem Gefängnisse Plutos zu befreien unternahm; denn die Schicksale des Hercules, als des Gründers von Herculanium, sah er als einen unerläßlichen Theil seiner Arbeit an. In allen fünf Bänden war noch nicht eine einzige Abbildung von herculanischen Alterthümern enthalten. Nüstiger ging die 1755 gestiftete herculanische Akademie zu Werke, deren acht Kupferbände in Folio (1757 — 92) noch immer eine unentbehrliche Grundlage der betreffenden Studien bilden, um so mehr, als von den darin abgebildeten Gemälden, Bronzen und Geräthen so vieles für immer verloren gegangen ist. Nach der auch jetzt noch überall, wo es möglich ist, festgehaltenen italienischen Sitte wollte man aus der Entdeckung ein Monopol für einheimische Gelehrsamkeit machen, und legte Fremden bei Besichtigung derselben alle mögliche Hindernisse in den Weg; indessen auf die Länge ward es unmöglich, dies erbärmliche System durchzuführen. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann der Strom von gelehrten und ungelehrten Reisenden seine Richtung immer mehr nach Italien zu nehmen; während der französischen Herrschaft waren die Engländer freilich von Neapel ausgeschlossen, aber sie holten bald reichlich nach was sie versäumt hatten, und die deutschen, französischen und englischen Publicationen haben die einheimischen längst in den

Schatten gestellt. Da nun Italien jetzt schon in den Ferien durchkreist wird, und Befähigte und Unbefähigte nach ihrer Rückkehr ihre Eindrücke veröffentlichen, so schwillt die Flut der Schriften auch über Pompeji immer höher an.

Aber trotz einer Anzahl von Schriften in allen Sprachen existirt doch noch immer kein einziges Werk über Herculanium und Pompeji, das sowol wissenschaftlichen Ansprüchen genüge, als dem weitem Kreise aller Gebildeten über diese in der Geschichte der Menschheit beispiellose Entdeckung umfassende und zuverlässige Belehrung geben könnte. Um ein solches Werk zu schreiben, dazu gehört freilich dreierlei. Erstens und hauptsächlich, daß man lange genug in Neapel und Pompeji gewesen ist, um durch Autopsie genau alles das kennen zu lernen, was sich aus Büchern nicht lernen läßt. Zweitens, daß man die nöthigen antiquarischen und kunsthistorischen Kenntnisse besitzt, die die Erklärung der Denkmäler erfordert. Drittens, daß man die weitreichende Literatur über Pompeji in möglichster Vollständigkeit durchgearbeitet hat.

Auch das neueste Buch über Pompeji von Herrn Overbeck, außerordentlichem Professor in Leipzig\*) befriedigt die eben aufgestellten Ansprüche nur zum geringsten Theil. Selbst die Literatur hat Herr Overbeck nicht vollständig gekannt. Hätte er z. B. die facsimilirten Mauerschriften Pompejis von Wordsworth benutzt, so würde sein Capitel „Zeugnisse des Verkehrs und des Lebens nach Inschriften“ besser ausgesehen haben. Die kunsthistorischen Kenntnisse, die erforderlich sind, besitzt Herr Overbeck, obwol sich hie und da der Mangel an Autopsie fühlbar macht; die Capitel über Architektur, wo sich nach Abbildungen vielfach sicher urtheilen läßt, scheinen uns von den artistischen die besten zu sein. In Bezug auf die Alterthümer verräth er aber mitunter eine Unkenntniß, die man dem Verfasser eines Buchs über Pompeji nicht verzeihen kann. Man sollte glauben, daß wer über Pompeji schreibt, wenigstens so viel Kenntniß von den Zuständen und Verfassungen der alten Municipien haben müßte, als man aus gangbaren Handbüchern sich erwerben kann: aber nicht einmal dieser bescheidenen Forderung entspricht Herrn Overbecks antiquarische Gelehrsamkeit. In den alten Municipien war es z. B. etwas Gewöhnliches, daß Söhne der Gemeinderäthe (welche den Senat dieser Städte bildeten) noch im Knabenalter in den Gemeinderath aufgenommen wurden. Herr Overbeck hat dies nicht gewußt, und da in einer pompejanischen Inschrift die Wahl eines sechsjährigen Knaben in den Gemeinderath erwähnt wird, ist ihm dies ungemein lächerlich vorgekommen, und er hat das unglückliche Kind in einen Greis von sechzig verwandeln zu müssen geglaubt. Hätte er auch nur das Register zu Mommsens Inschriftensammlung, aus der er diese Inschrift genommen hat,

\*) Pompeji. In seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken für Kunst und Alterthumsfreunde dargestellt von Dr. J. Overbeck, außerord. Professor in Leipzig. Leipzig, Engelmann 1836.

nachgesehen, so würde er darin noch zwei vierjährige, einen fünfjährigen und einen neunjährigen Gemeinderath gefunden haben.

Dasselbe Register hätte ihm einen andern, noch größern Irrthum ersparen können. Es war nämlich in antiken Municipien nicht ungewöhnlich, daß Communalbeamte, die zur Veranstaltung von Schauspielen verpflichtet waren, die zu denselben bestimmte Summe auf Beschluß des Gemeinderaths zu gemeinnützigen Zwecken verwandten, als Bauten, Straßenpflasterung und desgl. Wenn nun in den Marmorplatten des Theaters von Pompeji mit Bronz Buchstaben die Inschrift eingelegt ist: der Duumvir M. Olcoinus für die Spiele — so bedeutet dies weiter nichts, als daß der betreffende Theil des Baues von dem genannten Beamten anstatt der von ihm zu gebenden Spiele ausgeführt ist. Herr Overbeck, welcher übersetzt: M. Olcoinus als Zweimann zur Oberaufsicht für die Spiele (was auch sprachlich ganz unmöglich ist), wundert sich, daß man diesen „Zweimann“ auf so ausgezeichnete Weise allein genannt habe.

Was aber der größte Uebelstand ist, Herr Overbeck ist — gar nicht in Pompeji gewesen. Dies ist ein in unserer Zeit gewiß in seiner Art einziger Fall. Selbst das neueste französische Machwerk über Pompeji von Breton hat doch wenigstens den Vorzug der Autopsie. Herr Overbeck sagt uns, als der kunstsinrige und für classisches Alterthum begeisterte Verleger ihn zu diesem Buch aufgefordert habe, sei er zweifelhaft gewesen, ob er sich der Aufgabe unterziehen dürfe. Dies war unserer Meinung nach „eine gar nicht aufzuwerfende Frage,“ wie Falstaff sagt. Noch mehr müssen wir uns aber wundern, daß er sie nach einem genauern Studium der Literatur mit Ja beantwortet hat. Denn diese Literatur enthält einen solchen Wust von widersprechenden, unzuverlässigen und verworrenen Angaben, daß man jeden Augenblick das Bedürfnis mit eignen Augen zu sehn aufs lebhafteste empfindet. Im Laufe der Arbeit verräth sich auch hin und wieder, daß der Verfasser wohl empfunden habe, wie mißlich es sei, auf so höchst zweifelhafte Autoritäten (wie z. B. Herrn Stanislaus d'Alloe) sich verlassen zu müssen. Noch mißlicher ist es, über die Technik von Sculpturen, die nur zum kleinsten Theil durch Gypsabgüsse bekannt sind, und Bilder, die freilich in hohem Grade von Vollkommenheit copirt sind, ohne Autopsie zu sprechen. Wer ohne alle gelehrten Prätenstionen auftritt, sagt Herr Overbeck, darf sich einer billigen Beurtheilung seiner Leistungen getrösten. Aber grade bei einem Buch „für Freunde der Kunst und des Alterthums“ war in diesem Fall eigne Anschauung unerläßlich. Im vorigen Jahrhundert, wo Italien ein fernes Wunderland war, ungefähr wie jetzt Ostindien, das wenige erreichten, da mochte das größere Publicum gern Berichte von dort aus zweiter Hand vernehmen: jetzt, wo die Freunde der Kunst und des Alterthums größtentheils selbst nach Italien reisen, schwerlich.

Trotz aller dieser Ausstellungen sind wir gern bereit anzuerkennen, daß das

vorliegende Buch auch seine guten Seiten hat. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig, und man findet eine große, zweckmäßig gewählte und geordnete Sammlung von Abbildungen, die vielen um so wünschenswerther sein wird, als die großen Werke über Pompeji in der That sehr schwer zugänglich sind. Die Holzschnitte verdienen im Ganzen alles Lob, und die Mängel der farbigen Darstellung der Alexanderschlacht alle Nachsicht, um so mehr, als dies unseres Wissens die erste der Art ist, welche durch den Buchhandel verbreitet wird. Auch der Text ist meistens, insofern nicht die oben gerügten Mängel hervortreten, dem angegebenen Zweck entsprechend. Nur gegen den Ton, den Herr Overbeck mitunter anschlägt, hätten wir einige Einwendungen zu machen. Deutschen Gelehrten wird es noch immer schwer, populär zu schreiben, entweder sind sie zu trocken oder zu scherzhast, und wir würden gegen Scherze an sich durchaus nichts zu sagen haben, wenn sie nicht manchmal an den Kinderfreund erinnerten. Dies ist auch in dem vorliegenden Buch, obwol nicht oft, der Fall.

Das Interesse an dem Gegenstand ist ein so großes und allgemein verbreitetes, daß es den Lesern dieser Blätter hoffentlich nicht unerwünscht sein wird, bei dieser Gelegenheit sich wieder einige Punkte aus diesem reichen Capitel ins Gedächtniß zurückrufen zu lassen. Wir wählen hauptsächlich solche, die Herr Overbeck nicht berührt hat, zum Theil weil sie außerhalb seines Planes lagen.

Zu der „Stadt der Todten“; wie Walter Scott Pompeji nannte, gelangt man jetzt mit der Eisenbahn, die von Neapel nach Salerno führt. Noch wenn man dicht davor ist, wird man sie nicht gewahr, weil die aus dem Schutt der Grabungen aufgehäuften Wälle, spärlich überwachsen, die Aussicht verdecken. Zu beiden Seiten der Bahn wächst Krapp und Baumwolle. Die Vegetation des Landes hat seit dem Alterthum überhaupt zahlreiche Veränderungen erfahren, welche der dänische Naturforscher Schouw in einem eignen Aufsatz über die pompejanischen Pflanzen zusammengestellt hat.\*) Auf pompejanischen Bildern lassen sich hauptsächlich erkennen der Epheu, der Oleander (an Flussufern), die alexpische Föhre, die Cypresse und Pinie, von welcher auch verkohlte Kerne gefunden worden sind. Dagegen gab es im Alterthum nicht die Agave (Aloe) und indische Feige, die heutzutage so charakteristisch für die süditalische Landschaft sind, ebensowenig die Baumwolle, welche die Alten aus Indien und später Aegypten bezogen. Der weiße Maulbeerbaum, Mais und Reis fehlten (der letztere war auf Indien beschränkt). Von Getreide waren Gerste und Weizen allgemein, aber Hafer und Roggen fehlte. Auf Kirchenbildern in Pompeji sieht man häufig Spargel, vermuthlich wilde, die angebauten scheinen unbekannt gewesen zu sein. Diese abscheulich schmeckenden wilden Spargel sind auch

\*) Schouw: die Erde, die Pflanzen und der Mensch. Leipzig 1851.

jetzt noch sehr beliebt. Die am häufigsten gebauten Fruchtbäume waren Delbaum, Wein, Feigen, Birnen, Äpfel, Kirschen, Mandeln, Pflaumen, Pfirsich, Granatapfel und Nispeln. Der Cedrat kam erst im dritten Jahrhundert nach Europa, Citronen und Pomeranzen noch später, wahrscheinlich durch die Araber, am spätesten die Apfelsinen aus China durch die Portugiesen.

Wenn Pompeji vor seiner Verschüttung in der alten Literatur selten erwähnt wird (die Erwähnungen findet man in dem Buch von Overbeck), so wird seiner nach der Verschüttung noch seltner gedacht. Drei Schriftsteller berichten das Ereigniß. Sueton erzählt es kurz unter den Unglücksfällen, die unter der Regierung des Titus vorkamen. Der jüngere Plinius beschreibt es in dem bekannten Brief als Augenzeuge; es ist einer der besten, die er geschrieben hat, und die Erinnerung an den überwältigenden Vorgang hat ihn seine sonstige Affectation vergessen lassen. Cassius Dio, der 120 Jahre später schrieb, weiß bereits von Riesengestalten zu erzählen, die bei Tag und Nacht erschienen seien, und von Bosaunenschall, den man vernommen. Außerdem wird dieses ungeheure Ereigniß nur ganz selten und obenhin erwähnt, namentlich von Martial und Statius, obwol der letztere zur Scene seiner Gedichte mit so viel Vorliebe die Küste des Golfs von Neapel gewählt hat. Sonst gedenkt (so viel wir uns erinnern) nur noch der Kaiser Marc Aurel in einer seiner schwermüthigen Betrachtungen über irdische Vergänglichkeit unter andern verschwundenen Städten auch Pompejis und Herculaniums. Diese seltenen Erwähnungen haben zu der Aufstellung des Paradoxons (namentlich von Ignarra und du Teil) beigetragen, Pompeji habe noch unter den Antoninen bestanden, und sei erst später zerstört worden; wobei man sich auch auf angeblich in Herculanium gefundene Manuscripte des Gellius berief, die aber nie existirt haben. Im Gegentheil hätte man den Schluß ziehen sollen, daß an jener so überschwinglich gesegneten Küste der Verlust und die Zerstörung bald vergessen war, da die Natur unendlich schnell das Verlorene wieder ersetzte.

Die Aufgrabungen begannen bekanntlich nicht in Pompeji, das bereits völlig verschollen war, sondern in Herculanium, auf dessen Entdeckung ein Zufall führte. Der lothringische Prinz d'Elboeuf, der sich am Golf bei Neapel angekauft hatte, ließ auf seinem Gut 1711 einen Brunnen graben oder aufgraben, wobei man auf antike Reste und bei weiteren Nachsuchungen auf die drei weiblichen Statuen stieß, die unter den Namen der Herculanerinnen bekannt, eine Hauptzierde des dresdner Museums bilden. Sie kamen damals ohne Vorwissen der neapolitanischen Regierung außer Landes; entweder der Prinz selbst, wie Torio, oder der österreichische Vicekönig, wie Winkelmann erzählt, schenkte sie an Eugen von Savoyen.

Sobald das Gerücht von diesen Entdeckungen an den Hof gelangte, machte der Fiscus auf sie Anspruch; der Prinz dagegen behauptete, er sei nur zur

Herausgabe eines Schazes im eigentlichen Wortsinne verpflichtet, der auf seinem Gebiet gefunden werde, und verweigerte die Auslieferung; worauf ihm weitere Grabungen (die seinigen hatten 5 Jahre gedauert) verboten wurden. Hierauf kam die Sache in Vergessenheit, bis 1738 König Karl der dritte den spanischen Ingenieur Don Rocco Alcubierre mit dem Bau eines Landhauses bei Portici beauftragte. Auf seinen Rath ging man in den von d'Elboeuf aufgegrabenen Brunnen tiefer hinab, und stieß bald auf das Theater von Herculanium, das man als solches an einer dort gefundenen Inschrift erkannte. Es wurde nun eine bequemere Treppe angelegt (auf welcher man noch jetzt hinabsteigt) und der König beehrte das alte Theater mit seiner Gegenwart. Man mußte bis zu einer Tiefe von 82 Fuß aufräumen, um bis auf die Fundamente dieses (30 Fuß über dem Meerespiegel gelegenen) Theaters zu kommen; denn seine eigne Höhe beträgt 60 Fuß, darüber aber liegen 22 Fuß hoch die Schichten verschiedener Vesuvausbrüche zu einer steinharten, schwer zerbrechlichen Masse erstarrt.

Die Leitung der Ausgrabungen wurde unglücklicherweise dem obengenannten spanischen Ingenieur übertragen, der, wie Winkelmann sagt, mit den Alterthümern so wenig zu thun gehabt hatte, als nach dem wälischen Sprichwort der Mond mit den Krebsen, und daher zu diesem Geschäft durchaus untauglich war. Von seiner Art mit den Alterthümern umzugehen, erzählte Winkelmann folgende zwei Beispiele. Man entdeckte eine große Inschrift von zwei Zoll langen Erzbuchstaben. Ohne daß man daran dachte sie zu copiren, wurden die Buchstaben abgerissen und in einen Korb geworfen; worauf sich dann die Gelehrten den Kopf damit zerbrachen, sie auf alle mögliche Art zu combiniren, aber ohne Erfolg. Auf dem Theater fand man ein Biergespann aus vergoldeter Bronze, zwar von der Lava zerdrückt und zerstückelt, aber es fehlte bei der Entdeckung kein Stück. „Wie verfuhr man aber mit diesen kostbaren Trümmern? Es wurden alle Stücke gesammelt, auf Wagen geladen, nach Neapel geführt und in dem Schloßhof abgeladen, wo dieselben in einer Ecke aufeinander geworfen wurden. Hier lag dieses Erz, wie altes Eisen geraume Zeit und nachdem hier ein Stück und dort ein andres war weggetragen worden, so entschloß man sich, diesen Ueberresten eine Ehre anzuthun, und worin bestand dieselbe? Es wurde ein großer Theil davon zerschmolzen, zu zwei großen, erhabenen gearbeiteten Brustbildern des Königs und der Königin.“ An Alcubierres Stelle kam später der schweizer Ingenieurmajor Weber († 1764), der den ersten Plan von Pompeji herausgegeben hat, an Webers Stelle Francesco Lavega.

Die ungeheure harte Masse, die über Herculanium geschichtet ist, erschwerte natürlich die Ausgrabungen außerordentlich; überdies war an ein Blosslegen der alten Stadt nicht zu denken, da sie größtentheils unter Resina und Por-

fici liegt und eine zu starke Unterhöhlung der Fundamente diesen Städten gefährlich werden würde. Man begnügte sich daher, Gänge schachtartig zu graben, die gefundenen Malereien, Bildwerke und Inschriften ans Licht zu schaffen und dann das Aufgegrabene wieder zuzuschütten. Nur wenige dieser unterirdischen, labyrinthisch sich kreuzenden Gänge sind jetzt sichtbar und ihre Bestätigung auf schlüpfrigem Boden, in feuchtkalter Luft, bei Facellicht, nicht sehr belohnend. Dieser Umstand ist um so mehr zu bedauern, als Herculanium eine bedeutendere Stadt war als Pompeji. In einigen Beziehungen sind seine Ueberreste auch jetzt belehrender, als die pompejanischen, weil sich hier Holzconstruktionen der Privathäuser, Thüren u. a. in verkohltem Zustande erhalten haben, so daß die Formen allenthalben deutlich zu erkennen sind. In Pompeji dagegen ist alles Holz vermodert. Nur ein kleiner Theil Herculaniums ist von unbebautem Lande bedeckt und hier sind die Ausgrabungen seit 1828 wieder aufgenommen worden und man hat nach Wegräumung einer funfzig Fuß hohen vulkanischen Masse die hier stehenden Häuser freigelegt.

Keins von den Hindernissen, welche die Ausgrabung Herculaniums unmöglich machen, steht der von Pompeji im Wege. Hier ist keine Lava geflossen, sondern nur lockere, mit Bimstein und Schlacken vermischte Asche bedeckt die Stadt in einer Höhe von 13—18 Fuß. Nur Weinberge sind auf dem modernen Boden angelegt, unter dem sie sich hinzieht. Die Ausgrabung ist also leicht und verhältnißmäßig wenig kostspielig, ihre Ergiebigkeit sicher und doch kennen wir nach hundert Jahren erst ein starkes Viertel oder ein kleines Drittheil der Stadt. Karl III., der Interesse für die Entdeckungen gehabt zu haben scheint, verließ Neapel schon 1759; leider hat Solletta in seiner Geschichte Neapels den Antheil der Regierungen an dieser Angelegenheit so gut wie gar nicht berührt. Der halbthierische Monarch, der auf Karl folgte, der Lazzaronikönig Ferdinand hatte natürlich gar kein Interesse; am meisten geschah unter Joachim Murat und Joseph Bonaparte. Der österreichische Ingenieuroffizier Goro von Aggafalva veranschlagt die Kosten der Ausgrabung von ganz Pompeji auf 1,177,632 Gulden. Arbeiteten täglich, wie im Jahr 1812 geschah, 600 Menschen, so würde nach seiner Rechnung Pompeji in 7 Jahren und 2 Monaten vollständig aufgedeckt sein.

Da nun in den neuentdeckten Häusern die werthvolleren Gemälde sogleich von den Wänden abgefägt, die Mosaiken aus den Fußböden gelöst werden, um in Neapel im Museum ihren Platz zu finden, da Statuen, Geräthe, Schmucksachen, selbst die hart gewordenen Früchte und Speisen ebenfalls sogleich dorthin transportirt werden: so können die ohnedies dachlosen nackten Mauern und Säulen keinen sehr wohlthuenden Eindruck machen. Die Restauration eins der größern Häuser würde nach den vorhandenen Ueberresten mit ziemlicher Sicherheit ausgeführt werden können und einen sehr belehrenden Anblick gewähren. Gegen-

wärtig begnügt man sich, bei bedeutendern Häusern rohe Schutzbächer anzubringen, bei unbedeutendern werden die Gemälde bald durch den Zutritt der Luft zerstört oder gehen durch Einsturz der Mauern zu Grunde. Mayer in seinem vortrefflichen Buch „Neapel und die Neapolitaner“ erzählt, daß ein Engländer sich von der Regierung die Erlaubniß erwirkt habe, ein pompejanisches Haus vierzehn Tage lang nach Belieben einrichten und bewohnen zu können. Er ließ es so gut wie in der Eile möglich wohnlich machen, möblirte es mit Möbeln und Hausrath nach antiken Mustern, kleidete sich und seine Dienerschaft in die altrömische Tracht und verbrachte die vierzehn Tage mit der Lectüre von Livius und Cicero.

Weil noch immer Viele erwarten in Pompeji ein vollständiges Bild einer antiken Stadt zu sehen, hört man so häufig von getäuschten Erwartungen. Es scheint Goethe so ergangen zu sein, der „von dieser mumifirten Stadt einen halb wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck“ bekam. „Das Ganze,“ sagt er, „macht überwiegend den Eindruck einer überaus reinlich aufgeräumten Brandstätte, nur daß alle Spuren schwärzenden Rauchs fehlen. Das Ruinenhafte ist vorherrschend; was die Reisebeschreiber von der Illusion einer antiken Stadt fabeln, aus der die Bewohner ausgewandert, mögen sie selbst beantworten: Nichts macht den Eindruck des Unversehrten, ausgenommen die Gräberstraße und das herculanische Thor. Sind doch alle Häuser dachlos und nirgend ein Plafond oder sonstiges Holzwerk erhalten. Es stehen eben nur Wände und selbst von diesen trifft man neben der alten die Spuren neuer Zerstörung in den zahllosen Lücken, aus denen man die Wandgemälde ausgebrochen hat.“ Das Titelbild des Overbeck'schen Buchs, Pompeji von der Vogelperspective aus gesehen, ist recht geeignet, diesen Eindruck zu veranschaulichen.

## Neue Dramen.

Wenn man unsrer Zeit ein Sinken der dramatischen Kunst zuschreibt, so bedarf das einer nähern Begriffsbestimmung. Vergleichen wir unsre Zeit etwa seit 1840 mit der Glanzperiode Goethes und Schillers und ihrer unmittelbaren Nachfolger, also etwa bis 1815 oder mit der dazwischen liegenden Restaurationszeit, so fällt zunächst auf, daß die Fruchtbarkeit eine viel größere geworden ist; nicht bloß daß die Zahl der Dramen, die alljährlich erscheinen, ins Ungeheure angeschwollen ist, man kann auch ohne Uebertreibung sagen, die Summe der darin aufgewandten Bildung und des Geschicks überwiegt bei weitem die der frühern Perioden. Von den Schöpfungen der Meister muß man absehen, denn